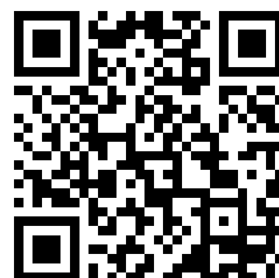
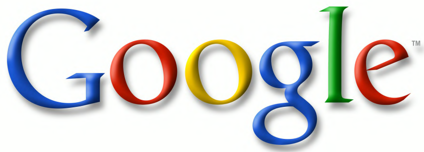
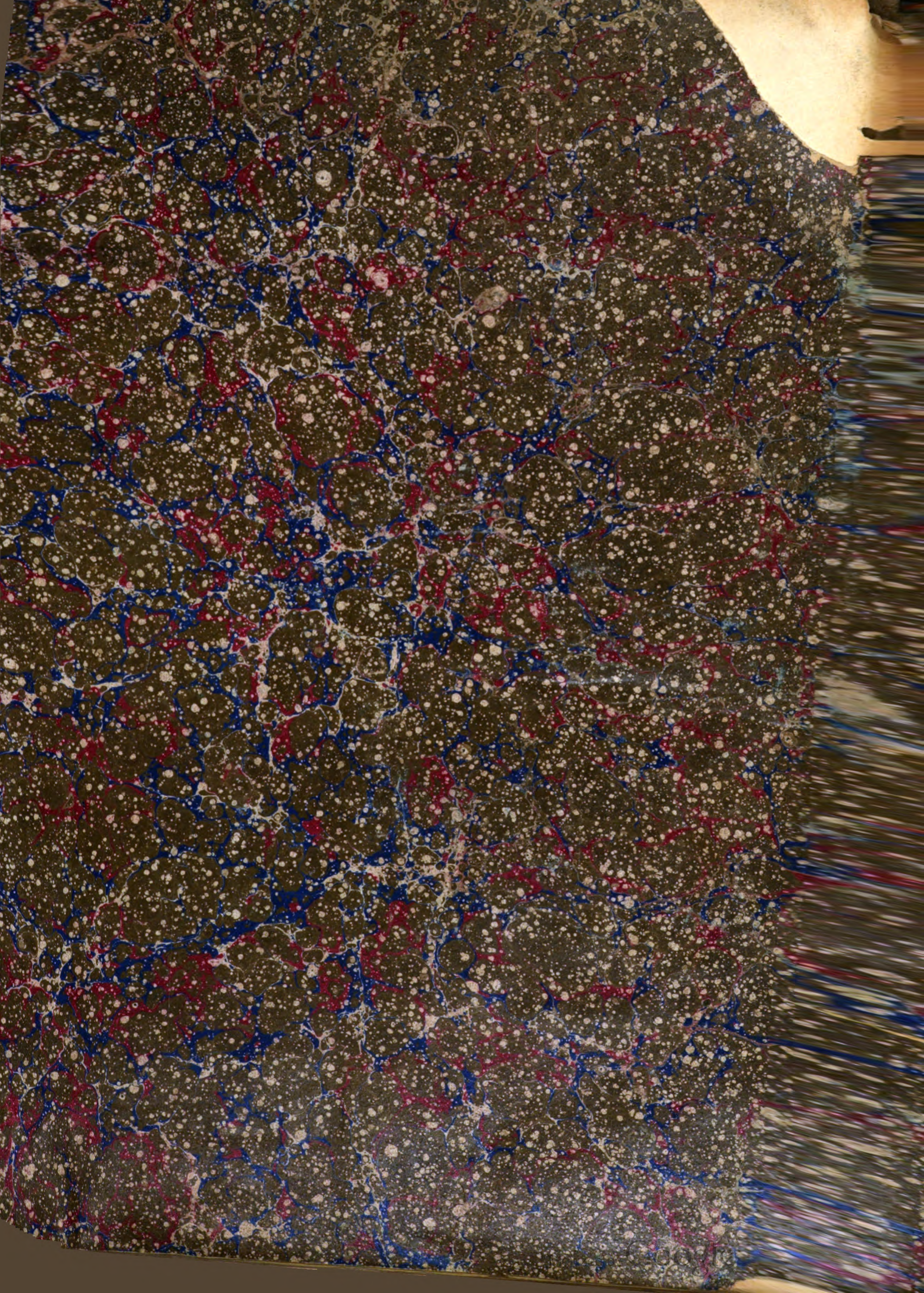
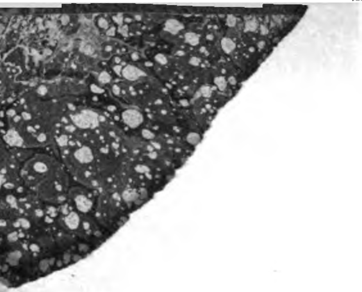








REDE

GEHALTEN

IM AUFTRAGE DER KÖNIGL. GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

AM SARGE DES

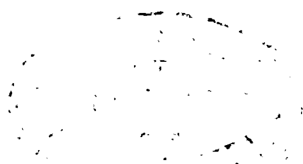
GEHEIMEN REGIERUNGSRATES PROFESSORS D. DR.

PAUL DE LAGARDE

AM 25. DECEMBER 1891

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF
ZUR ZEIT PRORECTOR DER KÖNIGL. UNIVERSITÄT.



GÖTTINGEN,
DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI.
W. FR. KAESTNER.

Die Verwandten, Freunde und Collegen des Mannes, dem wir heute am ersten Weihnachtsfeiertage das letzte Geleit geben, wissen es, dass er selbst die christliche und kirchliche Leichenfeier auf die heiligen Worte beschränkt hat, die über dem offenen Grabe gesprochen werden sollen. Sie werden seinen Beschluss billigen, aber ebenso auch den unsern, die wir den Sarg unseres Collegen nicht in stummer dumpfer Trauer umstehen mochten, sondern Verlangen trugen nach einem lebendigen lösenden Worte. Dass ich hier spreche, im Namen unserer Universität, hat in dem zufälligen Umstande seinen Grund, dass ich gerade an der Spitze unserer Körperschaft stehe; was ich aber sage, kann ich nur aus meinem subjectiven Empfinden und meinem persönlichen Urteil nehmen: vor der Majestät des Todes und der höheren des Lebens haben alle irdischen Rücksichten zu schweigen.

Uns erschüttert zunächst die Tragik dieses Todesfalles, dass der Mann, der uns andere alle an Arbeitskraft und Arbeitslust so weit hinter sich liess, die Arme hat sinken lassen müssen, die doch eigentlich die Garben seines Lebenswerkes zu binden erst anfangen sollten.

Uns erhebt dagegen der Todesmut, der einer tötlichen Krankheit gewiss, sehr ungewiss der Rettung durch ärztliche Hilfe, zwar sein Haus sorgsam bestellt hat, wie vor jeder Reise, aber den Werkeltagsweg der täglichen Arbeit fürbass gegangen ist, als sollte heute und morgen und übermorgen ihm zur selben Tätigkeit dieselbe Sonne leuchten. Kein Freund hat geahnt was bevorstand; der Schatten des Todes hat es nicht vermocht seine Seele zu trüben. Das ist das stille Heldentum der Arbeit, das schwerer ist, als mit lautem Hurrah gegen die feindliche Schanze zu stürmen, ein Heldentum, das nur noch übertroffen wird durch das stillere der Liebe, die alles dies nicht für sich,

sondern für den Geliebten leistet und leidet: das ist so still und so heilig, dass der sterbliche Mund sich scheut auch nur von fern daran zu rühren, auf dass er es nicht entweihe.

Es ist ein stiller Mann gewesen, der nun eingehet in das Reich des ewigen Schweigens; vielen seiner Collegen ist er ganz fremd geblieben, ganz wenigen nur nahe getreten und geblieben. An einen engen Kreis wendet sich die Wissenschaft oder die Wissenschaften, die er vertrat; hier steht wol Keiner, der alle die Sprachen buchstabiren kann, in denen er Texte gedruckt hat. Und doch ist sein Name in weiteren Kreisen bekannt, als es der eines Gelehrten zu sein pflegt; er hat den Samen leitender Gedanken und Gefühle ausgestreut, der in tausend Herzen aufgegangen ist. Auch Wind hat er gesäet, und Sturm geerntet; schwerlich wird selbst an seinem Grabe die Leidenschaft schweigen, in Hass und Liebe, Verherrlichung und Verlästerung.

Antonius sagt an der Bahre Caesars

was Menschen übles tun, das überlebt sie,
das Gute wird mit ihnen oft begraben:
so sei es auch mit Caesar.

Es ist nicht wahr, was der Volksverführer spricht, er selbst glaubt es nicht, und der Fortgang der Handlung widerlegt es. Denn das Böse kann nicht dauern, weil es nur etwas negatives ist: Leben hat allein das Gute, denn das Gute ist Gottes. Was Menschen gutes tun, das überlebt sie: so wird es auch mit Paul de Lagarde sein. Aber wer darf sich unterwinden zu sagen, was in dem Wirken eines bedeutenden Zeitgenossen gut ist? Erst die Nachwelt kann das tun, und sie erkennt es eben daran, dass es dauert.

Aber wol begreifen wir auch einen Zeitgenossen in seinem Wesen, wenn wir sein Werden verstehen können: Paul de Lagarde ist zu dem geworden was er war, was er ist und bleiben wird, durch die Bildung des Geistes und des Herzens, durch die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Eindrücke, die er in dem Berlin König Friedrich Wilhelms IV. als Jüngling empfangen hat, durch die schweren Jahre 1848—52, die ihn zum Manne gereift haben.

Nur an dem Gelehrten will ich das etwas näher ausführen. Es mag sein, dass seine Neigung für den Orient durch Friedrich Rückert geweckt oder doch gestärkt ist. Ein starker Zug nationalgesinnter Romantik ist mit Sicherheit

auf Jakob Grimm zurückzuführen. Aber die entschiedene philologische Richtung, das Streben nach objectivster Urkundlichkeit, das geflissentlich zur Schau getragen ward, neben dem aber immer wieder die stärkste Subjectivität hervorbrach, insbesondere das Unternehmen, die philologische Methode der Textkritik für die Urkunden des Christentumes in Dienst zu stellen: das stammt von Karl Lachmann. Hatte Lachmann unternommen, den Text des Neuen Testamentes festzustellen, eine Aufgabe, die bis heute nicht genügend gelöst ist, und schwerlich von einem einzelnen gelöst werden kann, so hat sich Lagarde an die ungleich grössere gewagt, dasselbe für das Alte Testament zu tun. Ich übersehe die Dinge so weit um sagen zu können, dass es eine schwerere und deshalb schönere Aufgabe der Textkritik überhaupt nicht gibt. Wer sie vor 50 Jahren angriff, musste sich sagen, dass er sein Leben daran setzte. Diesen Wagemut hat er gehabt, und hat ihn auch nicht verloren, als er längst begriffen hatte, dass er selbst das Ziel auch nicht von fern schauen würde. Gestehen wir es uns nur ein: all sein Syrisch und Koptisch, Armenisch und Spanisch ist doch nur so nebenher abgefallen. Der Philologe pflückt eben die Blumen an seinem Wege, weil er sie findet, nicht weil er sie sucht: er sucht das Ziel, darauf strebt er hin, einerlei, ob er ihm näher oder ferner am Wege zusammenbreche. Aber Lachmann und die Philologen seiner Zeit waren allerdings noch des frohen Glaubens, dass der einzelne in ungeheurer Anstrengung das Unmögliche zwingen könnte. Sie waren wol grössere und glücklichere Gelehrte als wir Nachfahren; aber das Ziel hoffen wir sicherer zu erreichen, indem wir uns bescheiden, indem an die Stelle der übermenschlichen Einzelleistung die organisirte Arbeitsgenossenschaft tritt. So muss es auch mit der grossen Aufgabe geschehen, die jetzt verwaist ist; und ich spreche es mit Bedacht, nicht ohne das Gefühl eigener Verpflichtung, aus: uns, der wissenschaftlichen Gemeinschaft, der er angehörte, deren Ruhm es war, dass der Mann der gigantischen Plane auf dem Stuhle der Michaelis und Ewald sass, uns zunächst ist das Vermächtnis zugefallen, einzustehn für die Fortführung des Lebenswerkes unseres Collegen, nur um so mehr, wenn er vielleicht dies Zutrauen zu uns nicht gehabt hat.

Aber der Entschlafene war nicht nur Gelehrter, ja es ist damit der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Wesentlich derselbe würde er zu anderen Zeiten haben leben und wirken können und der Philologie und jeder Gelehr-

samkeit völlig entraten. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung. Es hat ihn auch nicht irr gemacht, wenn sie die Stimme eines Rufers in der Wüste blieb; denn er fühlte sich als Prophet. Er hatte ein Recht dazu, denn er war eine prophetische Natur. Wir dürfen den Namen der grossartigen Gestalten Israels wol verallgemeinern und auf alle die Menschen erstrecken, deren Seele eine solche Gewalt und Eigenart hat, dass sie mit einem Blicke das All, Weltliches und Ausserweltliches, umspannen, tiefer und schärfer eindringend als alle anderen, aber von einem einzigen Augenpunkte; sie glauben an die objective Wahrheit des Bildes, das sie sehen, ordnen und werten danach die Dinge; sie erblicken das Heil der Welt darin, dass sie sehen und schätzen lerne wie sie, und suchen sie dazu zu bekehren. Solche Propheten sind, um einige der grössten, und zwar gegensätzliche, zu nennen, Herakleitos und Parmenides, Augustin und Giordano Bruno, Jean Jaques Rousseau und Thomas Carlyle. Es sind subjectiv gewaltige Naturen; darum wecken sie alle noch heute starke Sympathien und Antipathien. Bei allen bleibt, je näher man zusieht, um so stärker „ein Erdenrest, zu tragen peinlich". Bei allen ist der Augenpunkt, aus dem sie das All betrachten, in Wahrheit religiös, und was sie wirken, wirken sie durch den vollen Einsatz ihres subjectiven Glaubens. Wie sich die Menge zu denen stellt, die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahren, wissen wir alle; aber auch der Verstand der Verständigen hat die prophetischen Naturen nie ganz begriffen, schon weil sie religiös sind; und — seien wir nur ehrlich, der moralische Massstab, der für uns andere gilt, ist für die Propheten ganz ebenso wie für die politisch grossen Männer incommensurabel. Sie sind selten glücklich, was die Menschen so nennen; „der Blick der Schwermut ist ein fürchterlicher Vorzug". Sie schauen die Schäden und Leiden schärfer; deshalb rufen sie zur Umkehr und Einkehr: aber dafür schauen sie hindurch durch die Nebel und Dünste des irdischen in das Reich der Sonne und der ewigen Wahrheit. In diesem Anschauen liegt vielleicht ein unendlich höheres Glück. Vielleicht; mir versagen die eigenen Worte, darum führe ich ein Sonett von Giordano Bruno an, das ich nicht kennen würde, hätte nicht der Entschlafene die italienischen Schriften dieses Propheten neu gedruckt. Ich weiss, es wird ihm lieb sein, wenn ich Bruno hier sprechen lasse, obwol er ihn nicht geliebt hat, wie auch ich ihn nicht liebe. Mehrdeutig ist es auch; dafür ist's Prophetenwort, und eben darum bediene ich mich seiner.

Ursache, Urgrund, ewigliches Eins,
aus welchem Leben, Sein, Bewegung stammet
und alles was in Himmel, Höll' und Erden
nach Höhe, Breite, Tiefe sich erstreckt.

Gefühl, Verstand, Vernunft enthüllen mir,
was Tasten, Messen, Rechnen nie erfasst,
die Kraft, den Stoff, die Zahl, die sich verbreitet
weit über jedes Unten, Mitten, Oben.

Und blindes Irrn, der Zeit, des Glückes Tücke,
Neid, Hass und Eifersucht, und Herzensbosheit
und frevler Scharfsinn und ein masslos Streben:
sie sollen mir den Aether nicht verfinstern,
mir keinen Schleier vor die Augen werfen:
dich will ich ewig schaun, du schönste Sonne[1]).

So wollen wir ihn denn hinaustragen an diesem Mittwinterstag auf den Gottesacker, den Gottes Sonne scheidend überstrahlt, und finde er eine sanfte Ruhestatt am Feste des zunehmenden Lichtes, am Feste des Euangelions, das für ihn stets die frohe Botschaft war. Es wird keine Entweihung sein, wenn wir als Scheidegruss ihm über den Sarg rufen „Preis Gotte in den Himmelshöhen, und auf Erden Friede unter den Menschen seines Wohlgefallens“ [2]).

---

1) *Causa principio et uno sempiterno,*
onde l'esser la vita il moto pende,
e a lungo a largo e profondo si stende
quanto si dice in ciel terr' et inferno
con senso con ragion con mente scerno
ch' atto misura et conto non comprende,
quel vigor mole et numero, che tende
oltr' ogn' inferior mezzo et superno.
cieco error, tempo avaro, ria fortuna,
sord' invidia, vil rabbia, iniquo zelo,
crudo cor, empio ingegno, strano ardire
non bastaranno a farmi l'aria bruna,
non mi porrann' avanti gl'occhi il velo,
non faran mai, ch' il mio bel sol non mire.

G. Bruno *de la causa, principio et uno*, Schlusssonette der Vorrede, I 209 Lag. *atto* V. 6 verstehe ich nicht. Der Gedanke fordert, dass damit das Mittel bezeichnet wird, mit dem der Mensch den *vigore* des Urprinzips ebenso vergeblich zu erfassen versucht, wie seine *mole* mit *misura*, seinen *numero* mit *conto*. Das Komma nach *comprende* habe ich gesetzt.

2) Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῷ καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας Lucas 2, 14 nach der echten Lesart.





